

Alan Furst
Die Nacht der Sirenen

ALAN FURST

Die Nacht der Sirenen

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Rudolf Hermstein*

Karl Blessing Verlag

Titel der Originalausgabe: Blood of Victory
Originalverlag: The Orion Publishing Group Ltd, London

Umwelthinweis:

Dieses Buch und sein Schutzumschlag wurden
auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung)
ist aus umweltschonender recyclingfähiger PE-Folie.

Der Karl Blessing Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe by

Karl Blessing Verlag GmbH München 2004

Copyright © by Alan Furst 2002

Copyright © Karte: Anita Karl und Jim Kemp

Michail Lermontow, *Ein Held unserer Zeit*; S. 203

In der Übersetzung von Günther Stein © Rütten & Loening, Berlin 1963

Umschlaggestaltung: Design Team München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 3-89667-230-4

www.blessing-verlag.de

Im Jahr 1939, als die Heere Europas mobil machten, versuchten britische Geheimdienste, den Export von rumänischem Öl nach Deutschland zu verhindern. Ohne Erfolg.

Im Herbst 1940 versuchten sie es noch einmal.

Ruf zu den Waffen

AM 24. NOVEMBER 1940 sah das erste Morgenlicht den bulgarischen Erzfrachter *Svistov*, der die Dünung des Schwarzen Meers durchpflügte. Er hatte eine lange Nachtfahrt von Odessa hinter sich und steuerte Istanbul an. Der Schriftsteller I. A. Serebin, wie immer schlaflos, verließ seine Kabine und trat an die Reling. Er suchte den Horizont nach einem Hinweis auf die türkische Küste ab, sah aber nur einen blutroten Streifen am östlichen Himmel. Das alte Sprichwort fiel ihm ein – bei Morgenrot droht Seemann Tod. Er musste lächeln. *Es gibt so viele Arten*, dachte er, *im Herbst zu ertrinken*. Die *Svistov* knarrte und ächzte, und Gischt spritzte über den Bug, während sie sich durch die Wogen kämpfte. Im Schutz seiner hohlen Hände zündete sich Serebin eine Sobranie-Zigarette an, dann sah er zu, wie das dunkle Wasser am Rumpf entlangstrudelte, bis der Wind ihn in die Kabine zurücktrieb.

Als er die Tür hinter sich zuzog, rührte sich eine geschmeidige Gestalt unter der Decke. »*Ab, mon ours*«, sagte sie. *Mein Bär*. Eine gedämpfte Stimme, zärtlich, verschlafen. »Sind wir schon da?«

»Nein, noch lange nicht.«

»Tja, dann ...« Eine Seite der Decke hob sich.

Serebin zog Hemd und Hose aus, nahm die Brille ab, legte sich zu ihr und ließ müßig einen Finger ihren Rücken hinabgleiten, über die Wölbung und weiter. *Sanft wie Seide*, dachte er, *robbenglatt*. Schlechte Poesie im Bett, vielleicht, aber es stimmte, es stimmte.

Marie-Galante. Ein ausgefallener Name. Eine Adelige? Hätte ihn nicht gewundert. Aber auch nicht, wenn sie keine war. Viel-

leicht eine Sumpflüte. Aber egal, sie war atemberaubend, *sensationell*. Wunderbar gepflegt, wie poliert. Sie war in seine Kabine gekommen, wie sie es beim Dinner versprochen hatte. Barfuß im Zobel. Ein Blick, ein leises Gurren in schönstem Französisch, kein Wort zu viel. Während ihr Mann, ein Vichy-Diplomat, mit dem bulgarischen Kapitän und dem Ersten Offizier bemühte Konversation machte. Also keine Überraschung, ein paar Minuten nach Mitternacht: dreimaliges Klopfen mit perlmuttglänzendem Fingernagel an der Eisentür, dann, als sie aufging, ein viel sagendes *Bonsoir*.

Serebin konnte den Blick nicht abwenden, als der Zobel herabglitt. In der Kabine hing nur eine Petroleumlampe, an einem Haken in der Ecke, aber das Flämmchen reichte aus. Das Haar mandelfarben, die Haut eine Spur heller, die Augen eine Spur dunkler – *karamell*. Sie hielt seinem Blick lächelnd stand – *Ja, das bin ich* –, drehte sich einmal im Kreis und posierte dann kurz. Serebin war ein Mann, der Liebesaffären hatte, eine nach der anderen. Er wahr wohl sein Schicksal, dass ihm das Leben bei jeder Gelegenheit eins auswischte, um ihn dann mit Frauen zu entschädigen. Trotzdem konnte er nicht aufhören, sie anzusehen. »Dafür«, sagte sie sanft, »ist es ein bisschen zu kalt.«

Die Maschinen stampften und ächzten, der überladene Dampfer – ukrainisches Mangan für türkische Fabriken – kroch dahin wie eine Schnecke. Eine gute Idee, fanden sie, während sie so dalagen, Brust an Rücken, sie vor ihm, seine Hand auf ihrer Brust, und das Meer sich unter ihnen hob und senkte.

Serebin war im rumänischen Hafen von Konstanza an Bord gegangen, wo die *Svistov* kurz angelegt hatte, um Fracht aufzunehmen – ein paar Kisten mit landwirtschaftlichen Geräten, die langsam über die rostige Bordwand gehievt wurden – und den einen Passagier. Die Kais waren fast verlassen, Serebin stand allein da, einen Handkoffer neben sich, und wartete geduldig in

der milden südlichen Abenddämmerung, während die Gangway herabgelassen wurde.

Tagsüber hatte es Schießereien im Hafenviertel gegeben, ein Trupp der faschistischen Eisernen Garde war von einer Antonescu-treuen Einheit der Armee verfolgt worden. Hatte jedenfalls der Barmann in der Hafenkneipe gesagt. Heftige Salven von Kleinkaliberwaffen, ein paar Handgranaten, Maschinengewehre, dann Stille. Serebin horchte aufmerksam, schätzte die Entfernung ab, bestellte ein Bier und blieb, wo er war. In Sicherheit. Serebin war zweiundvierzig, das war sein fünfter Krieg, er hielt sich für einen Experten im Davonlaufen, Sich-verstecken und Wegsehen.

Später, auf dem Weg zum Pier, war er an einem Telegrafenam mit zerbrochenen Fensterscheiben vorbeigekommen. Ein Toter in Uniform lag auf der Schwelle der offenen Tür, die immer wieder an seinen Stiefel stieß, während der Abendwind sie zuzuschlagen versuchte. Rumänien hatte gerade den Dreimächtepakt mit Deutschland unterzeichnet, politische Attentate waren an der Tagesordnung. Der Bürgerkrieg kündigte sich an, diese eine arme Seele war ihm vorzeitig zum Opfer gefallen.

Das Dinner in der Offiziersmesse des Frachters hatte sich endlos hingezogen. Der Diplomat, Labonniere, ein trockener Mann mit einem hellen Schnurrbart, mühte sich in akademischem Russisch ab – *das Wetter, recht wechselhaft im Herbst. Oder: der wohlschmeckende Schwarzmeerkarpfen, oft gebraten, bisweilen auch geschmort.* Der bulgarische Kapitän machte es ihm nicht leicht. *Ja, sehr schmackhaft.*

Serebin war es zugefallen, mit Madame zu plaudern. Er fragte sich, ob das Absicht war. Die Gemahlin war amüsant, sie hatte die besondere Fähigkeit – typisch für eine Pariserin –, mit nichts ein Tischgespräch zu bestreiten. Serebin hörte zu, sagte etwas, wenn es nötig war, stocherte in seinem Essen. Was konnte man schon groß sagen? Halb Frankreich war von den Deutschen be-

setzt, Polen versklavt, London in Flammen. Blieb also noch der Karpfen. Am Hals trug Madame Labonniere eine Kamee an einem Samtband, die sie ab und zu mit den Fingern berührte.

Auf einem Bord stand ein grünes Metallradio. Der mit Drahtgeflecht verkleidete Lautsprecher in der Mitte hatte die Form einer Blüte. Der Apparat sprang zwischen Dutzenden von Sendern hin und her wie eine unruhige Katze. Ein paar Minuten lang Angaben über die sowjetische Milchproduktion, hin und wieder ein Streichquartett von irgendwo auf dem Kontinent. Einmal ein tobender Politiker, auf Serbokroatisch, der bald in atmosphärischen Störungen versank, dann ein türkischer Sender mit jaulenden Saiteninstrumenten und einer pochenden Trommel. Erfreulich anarchisch, fand Serebin. Die Luft über dem Meer gehörte niemandem. Plötzlich verschwand die türkische Musik, verdrängt von einem amerikanischen Swing-Orchester mit einer Sängerin. Eine ganze Weile schwiegen alle am Tisch, dann verlor sich auch diese Musik in der Nacht.

»Wo mag das wohl hergekommen sein?«, sagte Marie-Galante zu Serebin. Er hatte keine Ahnung.

»London? Wäre das möglich?«

»Ein Mysterium«, sagte Serebin.

»In Odessa hört man so etwas nie.«

»In Odessa spielt man Schallplatten. Leben Sie dort?«

»Zurzeit, ja, im französischen Konsulat. Und Sie, Monsieur? Wo leben Sie?«

»In Paris, seit 38.«

»*Quelle chance.*« Welch ein Glück. Für ihn? Für beide? »Und davor?«

»Ich bin gebürtiger Russe. Aus Odessa, übrigens.«

»Ach nein.« Sie war entzückt. »Dann müssen Sie ja die Geheimnisse der Stadt kennen.«

»Ein paar vielleicht. Niemand kennt sie alle.«

Sie lachte, auf eine Art, die bedeutete, dass sie ihn sympatisch

fand. »Aber sagen Sie.« Sie beugte sich vertraulich vor. »Sind Ihnen die derzeitigen Gastgeber – angenehm?«

Was sollte das? Serebin zuckte die Achseln. »Eine besetzte Stadt.« Den Rest überließ er ihr.

7.20 Uhr. Serebin lag auf dem Rücken, Marie-Galante döste neben ihm. Alle Welt genoss die *amour de cinq à sept*, die Liebe am Nachmittag, doch die andere Version von fünf bis sieben, die *ante meridiem*, war ebenso nach Serebins Geschmack. In diesem Leben, dachte er, gibt es nur eines, wofür es sich morgens aufzuwachen lohnt, und damit war nicht gemeint, aus dem Bett zu steigen und der Welt gegenüberzutreten.

Von Marie-Galante kam ein Seufzer, dann streckte sie sich. *Duftend wie Melone, warm wie Toast*. Sie rollte sich herum, schlang ein Bein um seine Hüfte, setzte sich dann auf, warf ihr Haar zurück und ruckelte sich bequem zurecht. Eine Zeit lang schaute sie auf ihn hinab, die Hand unter seinem Kinn, drehte seinen Kopf hierhin, dann dorthin. »Du bist ziemlich hübsch, weißt du das?«

Er lachte, verzog das Gesicht.

»Nein, es stimmt. Was bist du?«

»Ein Mischling.«

»Aha. Spaniel und Jagdhund vielleicht?«

»Halb russischer Adelige, halb bolschewistischer Jude. Eine Züchtung unserer Zeit, offenbar. Und du?«

»Burgundisch, *mon ours*, dunkel und leidenschaftlich. Wir lieben das Geld und kochen alles mit Butter.« Sie beugte sich hinab und küsste ihn sanft auf die Stirn. Dann stand sie auf. »Und gehen am Morgen nach Hause.«

Sie hob ihren Pelzmantel auf, zog ihn an, hielt ihn vorne zusammen. »Bleibst du in der Stadt?«

»Eine Woche. Vielleicht zehn Tage. Im Beyoglu, an der Istiklal Caddesi.«

Sie legte die Hand auf den Türknauf. »Also dann, *au revoir*«,

sagte sie. Sie sagte es charmant, lieb und ein wenig melancholisch.

Istanbul. Halb vier Uhr nachmittags, die lila Stunde. Serebin schaute aus dem Fenster des Taxis, das an den Kais des Goldenen Horns vorbeiknatterte. *Die Hochburg der Trägheit*. Das war es immer für ihn gewesen – Melonenschalen mit Fliegen Schwärmen, tausend Katzen, Rostflecken auf Porphyrsäulen, seltsames Licht, seltsame Schatten in dem Dunst aus Rauch und Staub, eine Straße, in der Blinde Nachtigallen verkauften.

Die *Svistov* hatte vor einer Stunde angelegt, die drei Passagiere standen vor der Tür der Zollbaracke und verabschiedeten sich. Von Labonniere ein fester Händedruck und ein herzliches Adieu für Serebin. Irgendwann in der Nacht hatte er Marie-Galante gefragt, ob es ihrem Mann gleichgültig sei, was sie mache. »Ein Arrangement«, hatte sie gesagt. »Wir treten überall zusammen auf, aber unser Privatleben ist unsere eigene Angelegenheit.« Der Lauf der Welt.

Der Lauf der Welt – zwei massige Männer im Anzug lehnten an einer Mauer auf dem Pier. Emniyet, nahm er an, türkische Geheimpolizei. Eine Art Empfangskomitee für den Diplomaten und seine Gattin, für den bulgarischen Kapitän und wahrscheinlich auch für ihn. Zweifellos hatte ihn die Sûreté auf der Gare du Nord in Paris verabschiedet, und der SD – der deutsche Sicherheitsdienst –, der NKWD, der ungarische VK-VI und die rumänische Siguranza hatten ihn auf dem Weg zum Schwarzen Meer im Auge behalten.

Er war immerhin kein Geringerer als I. A. Serebin, ehemals Held der Sowjetunion, Zweiter Klasse, und derzeit geschäftsführender Sekretär der Internationalen Russischen Union, einer in Paris ansässigen Emigrantenorganisation. Die IRU veranstaltete Zusammenkünfte und verabschiedete Resolutionen – hauptsächlich ihre eigene Satzung betreffend –, half in Not geratenen Emigranten, wo sie konnte, betrieb einen Club

in der Nähe der russischen Kathedrale an der Rue Daru mit Zeitungen in hölzernen Haltern, veranstaltete ein Schachturnier und ein Weihnachtsspiel und gab eine kleine Literaturzeitschrift heraus, *Die Ernte*. Im politischen Spektrum der Emigrantengesellschaften war sie so harmlos, wie etwas Russisches überhaupt sein konnte. Zaristische Offiziere der Weißen Armee hatten ihre eigenen Organisationen, nostalgische Bolschewiken die ihren, und die IRU besetzte das mythische Zentrum. Sie vertrat eine Ideologie aus Tolstoi, Mitgefühl und Erinnerungen an Sonnenuntergänge – und entrichtete seufzend und achselzuckend die Abgaben an die unvermeidlichen Polizei-Informanten. Ausländer! Nur Gott wusste, was sie im Schilde führten. Aber offenbar konnte man nicht zulassen, dass nur Gott es wusste.

Das Hotel Beyoglu lag im gleichnamigen Viertel an einer belebten Straße, gerade weit genug vom turbulenten Taksim-Platz entfernt. Serebin hätte sich ohne weiteres das Pera Palace leisten können, aber dort wäre er Leuten begegnet, die er kannte, also nahm er eine der klammen Grüfte in der obersten Etage des muffigen alten Beyoglu. Eine Heimstatt für Handelsreisende und Pärchen, die sich tagsüber lieben wollten. Dreieinhalb Meter hohe Decken, blaue Wände, der obligate Öldruck von Mustafa Kemal in schwülen Farben, hoch über dem Bett aufgehängt, und im Badezimmer eine riesige Zinkwanne auf drei Klauenfüßen und einem Ziegelstein.

Serebin zog sich aus, rasierte sich, ließ ein Bad einlaufen und lehnte sich in dem lauwarmen grünen Wasser zurück.

*Es gibt jetzt Laub, das durch die Straßen weht,
es gibt jetzt Menschen, die man nicht mehr sieht.*

Das hatte er Ende Oktober in Paris geschrieben. Geduldig hatte er darauf gewartet, dass sich der Rest einstellen würde, aber er kam nicht. Warum? Der Herbst hatte es immer gut mit ihm gemeint, doch dieses Jahr nicht. *Es ist die Stadt*. Paris war unter der deutschen Besatzung gestorben, die Franzosen waren untröstlich, verzagt, still. In gewisser Weise hasste er sie dafür. Welches Recht hatten sie, sich dieser sanften, dämmrigen Verzweiflung zu überlassen? Wie in einem melancholischen Gedicht von Verlaine. In Russland waren die Menschen durch neun Arten der Hölle gegangen, hatten sich daran berauscht und sich die Seele aus dem Leib gesungen. Hungersnot, Bürgerkrieg, Banditen, Säuberungen, die neununddreißig apokalyptischen Reiter – und dann hörte man auf zu zählen.

Also war er nach Istanbul gekommen. Hatte in Paris keine Luft mehr zum Atmen gehabt, war nach Bukarest geflohen, das war noch schlimmer. Betrank sich, ging ins Büro der Schifffahrtsgesellschaft. Oh, er hatte durchaus Gründe. Die musste man haben. IRU-Geschäfte und ein Brief von Tamara Petrowna. *Natürlich möchte ich dich sehen. Ein letztes Mal, Geliebter. Damit du mir sagst, dass ich nicht solche Sachen denken soll*. Sie hatten zwei Affären gehabt, mit fünfzehn und noch einmal mit fünfunddreißig. Dann hatte Russland mit ihr gemacht, was Russland eben mit Menschen machte. In dem Brief war auch von Geld die Rede, aber dafür hätte er nicht den weiten Weg bis Istanbul machen müssen, das hätte die Bank in Genf erledigt.

Das Leben der Istiklal Caddesi kam durchs offene Fenster – Eselsgeschrei, Vogelgezwitscher, eine Autohupe, ein Straßenmusikant, der eine heiser klingende Klarinette blies. *Geh zurück nach Odessa*. Eine tolle Idee, Ilja Alexandrowitsch. *Das* würde sein Gedicht vollenden. Manche Emigranten versuchten es, öfter als man sich vorstellen konnte. Sie fuhren los, verblendet, fatalistisch, einer aussichtslosen Hoffnung nachhängend. Ihre Freunde warteten auf einen Brief. Aber es kam nie einer. Nie.

Serebin trocknete sich ab, zog sein zweites Hemd, frische Unterwäsche und Socken an und besah sich in dem Metallspiegel. Schlank und dunkel, mittelgroß – vielleicht nicht ganz –, schwarzes Haar, so dicht, dass es ihm jeder kurz schneiden konnte, der eine Schere besaß – Serebin verabscheute Friseur –, ein Muskel über dem Kiefer, der manchmal zuckte. Angespannte, ruhelose Augen. Hübsch? Für sie vielleicht. »Ganz offensichtlich«, hatte eine Geliebte in Moskau einmal zu ihm gesagt, »brennt etwas in deinem Innern, Ilja. Die Frauen spüren das, Liebster, es riecht brenzlich«, und sie wollen das Feuer löschen. Doch dann und wann wird eine kommen, die lieber Öl hineingießt.«

Sorgfältig band er sich die Krawatte, nahm sie wieder ab, warf sie aufs Bett. Wenn er den obersten Knopf zuließ, sah er aus wie ein griechischer Kommunist. Er knöpfte ihn auf, beließ es dabei. *Dichterische Freiheit*. Er zog sein braunes Tweedsakko an. Es war in London geschneidert und unverwüstlich, überstand Restaurant-Abenteuer und Nächte in Bahnhöfen. Es würde ihn bestimmt überleben, dachte er.

Seine andere Seite war im Spiegel nicht zu sehen. Sein Großvater, Graf Alexander Serebin, war 1881 bei einem Duell in einem Sankt Petersburger Park gestorben. Wegen einer Ballerina, erzählte man sich. Serebin machte noch einen Knopf auf und zog den Ausschnitt des Hemdes auseinander. *Jetzt siehst du aus wie ein libanesischer Rosinenhändler*. Darüber musste er lachen – ein anderer Mensch! Er richtete das Hemd, ließ Hut und Trenchcoat im Schrank und ging nach unten, um sich ein Taxi zu suchen.

Vor dem Hotel polierte derselbe Fahrer, der ihn ins Beyoglu gebracht hatte, mit einem Lappen die Beulen und Schrammen seines Fiat-Taxis. »Effendi!«, rief er, erfreut über den Zufall, und öffnete mit grandioser Geste die Hintertür. Offensichtlich hatte er vor dem Hotel darauf gewartet, dass Serebin wieder auftauchen würde. Entweder war er geschäftstüchtig, oder man

hatte ihn dafür bezahlt. Oder es ihm befohlen. *Der Lauf der Welt*. Serebin zeigte ihm einen Zettel mit der Adresse und stieg ein.

Das Haus, das er Tamara gekauft hatte, stand in Besiktas, einem Badeort ein Stück nördlich der Stadt. Es war nach fünf, als Serebins Taxi durch das alte Dorf kroch. Der Ruf des Muezzins durchschnitt scharf die kühle Abendluft, über den Kuppeln und Minaretten hingen lange rote Streifen am Himmel, als stürbe die Sonne, anstatt unterzugehen.

Der Taxifahrer fand die Adresse ohne Mühe, ein altes Sommerhaus aus Holz, ein *jali*, gelb gestrichen, mit grünen Fensterläden, auf einem Felsen oberhalb des Bosphorus. Tamara wartete auf ihn in dem kleinen Garten, aus dem der Blick über das Wasser ging. Instinktiv wollte er sie umarmen, aber sie ergriff seine Hände und hielt ihn von sich weg. »Ich bin ja so glücklich, dich zu sehen«, sagte sie. In ihren Augen glänzten Tränen des Kummers und der Freude.

Seine erste Liebe, vielleicht die große Liebe seines Lebens – so glaubte er manchmal. Sie war sehr blass geworden, wodurch ihre jadegrünen Augen hell erschienen in ihrem harten Gesicht, dem Gesicht des bösen Mädchens in einem amerikanischen Gangsterfilm. Ihr strohgelbes Haar hatte sich gelichtet, es war kürzer als früher und wurde von einer rosa Spange zusammengehalten. *Um etwas Farbe zu bekommen*. Sie hatte sich schön gemacht für ihn. Auf dem Gartentisch stand eine Vase mit Anemonen, die Terrasse war gefegt.

»Ich war noch in einem russischen Laden«, sagte er und überreichte ihr eine in Buntpapier gewickelte Schachtel.

Sie packte das Geschenk vorsichtig aus, ließ sich lange Zeit. Dann hob sie den Deckel ab, und zum Vorschein kamen mehrere Reihen kandierter Pflaumen. »Von Balabuchi«, sagte er. Dem berühmten Confiseur von Kiew.

»Du musst auch welche essen«, sagte sie entschieden.

Er tat so, als suchte er sich eine besonders schöne aus, fand sie und biss davon ab. »Und das hier«, sagte er. Eine Tüte mit trockenen Mandelkeksen. »Und die.« Zwei Armbänder aus Bandgold, aus einem Juweliergeschäft nicht weit vom Hotel. Sie legte sie an und drehte ihre Handgelenke hin und her, so dass das Gold das Licht einfang.

»Gefallen sie dir? Passen sie?«

»Ja, natürlich, sie sind wunderschön.« Sie lächelte und schüttelte mit gespielter Entrüstung den Kopf – *du bist unmöglich*.

Sie setzten sich nebeneinander auf eine Bank und schauten über das Wasser. »Verzeih mir«, sagte er, »aber ich muss dich fragen, wie es dir geht.«

»Besser.«

»Richtig gut?«

»Viel besser. Aber du weißt ja, die *tschachotka*.« Die Auszehrung, das russische Wort für Tuberkulose.

Im Jahre 1919, während der Kämpfe zwischen den bolschewistischen und den zaristischen Truppen, hatte sie als Krankenschwester in einem Sanitätskorps der Roten Armee gedient und die kranken und sterbenden Dörfler in den Schtetln von Weißrussland gepflegt. Niemand hatte es ihr befohlen, sie hatte es von sich aus getan. Es gab keine Medikamente, sie hatte nur einen Eimer heißes Wasser und ein Tuch, sonst nichts. Aber trotz Kälte und Nässe, erschöpft von Vorstoß und Rückzug, bei Tag und Nacht, hatte sie getan, wovor andere sich fürchteten, und sich die *tschachotka* geholt. Acht Monate war sie bettlägerig gewesen, dann meinte sie, die Krankheit überwunden zu haben, und kehrte in ihr normales Leben zurück. Doch in dem strengen Winter von 1938 brach sie wieder aus, und Serebin hatte sie aus Russland herausholen lassen und in dem Haus in Besiktas untergebracht.

»Du gehst doch zu den Ärzten?«, fragte er.

»Oh ja. Ich gebe eine Unmenge Geld dafür aus.«

»Ich habe Geld, Tamara.«

»Tja, und ich gebe es aus. Ich ruhe mich aus, bis ich es nicht mehr ertrage, trinke Sahne wie eine Katze – deine Damen lassen mich keine Minute aus den Augen.« Er hatte zwei Schwestern ausfindig gemacht, ukrainische Emigrantinnen, die bereit waren, bei ihr zu wohnen und sich um sie zu kümmern. »Bist du glücklich in Paris?«, fragte sie. »Von allen umschwärmt, vermute ich.«

Er lachte. »Auf jeden Fall geduldet.«

»Oh ja. Nacht für Nacht geduldet – ich kenne dich, Ilja.«

»Es ist jetzt alles ganz anders. Paris ist nicht mehr, was es einmal war.«

»Die Deutschen lassen dich in Ruhe?«

»Bis jetzt ja. Ich bin ein Verbündeter, nach Lage der Dinge, nach dem Hitler-Stalin-Pakt, und eine literarische Berühmtheit, in gewissen Grenzen. Im Augenblick tun sie mir nichts.«

»Du kennst sie?«

»Zwei oder drei. Offiziere. Sie sehen sich einfach als Militärs, die auf einen Auslandsposten abkommandiert wurden. Wir leben in derselben Stadt, und sie sind sehr gebildet. Man kann sich also mit ihnen unterhalten. Natürlich mit aller gebotenen Vorsicht, korrekt, keine Politik.«

Sie tat so, als schauderte sie. »Du wirst nicht lange bleiben.«

Er nickte, wahrscheinlich hatte sie Recht.

»Aber vielleicht bist du ja verliebt.«

»In dich.«

Ihre Miene hellte sich auf, obwohl sie wusste, dass es nicht stimmte. Oder vielleicht nur ein bisschen. »Vergib ihm, lieber Gott, er lügt.«

Mit fünfzehn hatten sie in leer stehenden Wohnungen und an einsamen Stränden gevögelt und gevögelt und eng umschlungen geschlafen. Lange Sommerabende in Odessa, warm und feucht, Wetterleuchten über dem Meer.

»Gehst du auch spazieren?«, fragte er.

Sie seufzte. »Ja, ja, ich tue, was sein muss. Jeden Tag eine Stunde.«

»Ins Museum? Zu unserem Freund?«

Sie lachte, ein lautes, krächzendes Lachen. Als sie neu in Istanbul war, hatten sie die Hauptattraktion der Umgebung besucht, ein Marinemuseum. Erlesen langweilig, aber immerhin der Aufbewahrungsort einer dreiundzwanzig Tonnen schweren Kanone, gebaut für einen osmanischen Sultan namens Selim der Grausame. Ein Porträt von ihm hing über dem monströsen Gerät. Sein Name und die Art, wie er dreinsah, waren so umwerfend komisch, dass sie einen Lachanfall bekommen hatte, der allerdings einen hellen Blutfleck auf ihrer Lippe hinterließ.

Eine der Ukrainerinnen erschien in der Terrassentür und räusperte sich. »Es ist halb sechs, Tamara Petrowna.«

Serebin erhob sich und begrüßte sie formell – er kannte die Namen beider Schwestern, wusste aber nie, welche welche war. Sie erwiderte die Begrüßung und sprach ihn dabei mit *gospodin* an, der höflichen Anrede, die dem »Genossen« gewichen war. Sie stellte ein Tablett auf den Tisch, zwei Schalen und zwei Esslöffel. Dann zündete sie eine Öllampe an.

Die Schalen waren bis obenhin voll mit zitterndem Reispudding, den Serebin als Kind für sein Leben gern gegessen hatte. Inzwischen machte er sich nichts mehr daraus. Tamara aß ihren langsam und pflichtschuldig, und Serebin tat es ihr gleich. Draußen auf dem Bosphorus kroch ein Öltanker mit Hakenkreuzflagge nordwärts. Rauch stieg aus seinem Schornstein.

Als sie aufgegessen hatten, zeigte sie ihm einige gesprungene Dachziegel, die sich gelockert hatten, doch in dem dämmerigen Licht sah er sie kaum. »Deswegen hab ich dir geschrieben«, sagte sie. »Sie müssen repariert werden, sonst regnet es herein. Wir haben uns auf dem Markt umgehört, und ein Mann ist gekommen und aufs Dach gestiegen. Er übernimmt die Arbeit, hat aber gesagt, das ganze Dach muss erneuert werden. Die Ziegel sind schon sehr alt.«

Deshalb hast du mir geschrieben? Aber er sagte es nicht, während er so an der dunklen Hausecke stand und die Wellen sich

unten an der Steilküste brachen. Stattdessen fragte er sie, warum sie »ein letztes Mal« geschrieben habe.

»Ich wollte dich wiedersehen«, sagte sie. »An dem Tag hatte ich Angst, frag mich nicht, wovor. Vor irgendwas. Vielleicht, dass ich sterbe. Oder du.«

Er legte ihr die Hand auf die Schulter, und für einen Augenblick lehnte sie sich an ihn. »Tja«, sagte er, »da wir anscheinend noch am Leben sind, jedenfalls heute, können wir auch das Dach reparieren.«

»Vielleicht ist die salzige Luft schuld.« Ihre Stimme klang sanft.

»Ja. Schlecht für die Ziegel.«

»Es wird kühl. Wir sollten lieber hineingehen.«

Sie unterhielten sich noch eine Stunde, dann ging er. Das Taxi stand vor dem Haus, womit Serebin fest gerechnet hatte, und auf der Rückfahrt ließ er den Fahrer warten, während er in einem Café eine Flasche türkischen Wodka kaufte.

Ein praktischer Mann, der Taxifahrer. Er hatte es geschafft, ein paar wichtige Worte für seine ausländischen Fahrgäste zu lernen. Als Serebin aus dem Café kam, fragte er: »Bordell, Ef-fendi?«

Serebin schüttelte den Kopf. Der Fahrer hatte ihn im Rückspiegel beobachtet, als er sich mit dem Sakkoärmel die Augen rieb. Dagegen weiß ich ein Heilmittel, hatte der Mann sich gedacht.

Nein, kein Heilmittel. Auf ihrer Kommode stand dieses vermaledeite Foto, aus einer Zeitung ausgeschnitten und gerahmt, inmitten der sepiabraunen Porträts von ihrer Mutter und ihrer Großmutter, der Schnappschüsse von ihrem polnischen Leutnant, der '39 verschwunden war, und ihrem Hund Blunka, einem Abkömmling sämtlicher Köter, die sich in den Gassen Odessas herumtrieben. Sie hatte Serebin das kleine Zimmer gezeigt, in dem sie schlief, und da stand das berühmte Foto.



Alan Furst

Die Nacht der Sirenen

Gebundenes Buch, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-230-8

Blessing

Erscheinungstermin: März 2004

Ilja Serebin, geboren in Odessa, lebt als Schriftsteller in Paris im Exil. Selbstironisch bezeichnet er sich gern als Experte darin, davonzulaufen, sich zu verstecken und wegzusehen. Doch er ist auch gewillt, etwas gegen den Terror zu unternehmen, der im Jahr 1940 von Deutschland aus immer weitere Kreise zieht. Diese Bereitschaft macht sich der britische Geheimdienst zunutze.

Die bezaubernde Marie-Galante Labonniere verführt Serebin an Bord eines Frachters und rekrutiert ihn für eine Mission, die Hitlers Vormarsch aufhalten könnte. Der Plan sieht vor, die Öltransporte von Rumänien nach Deutschland zu sabotieren. Dazu soll ein Abschnitt der Donau für die Frachter unpassierbar gemacht werden. Die Vorbereitungen dieser lebensgefährlichen Aktion führen Serebin von schäbigen Pariser Arrondissements in die beau monde der Emigranten in Istanbul, von den Straßen Bukarests, wo der Bürgerkrieg schwelt, ins glitzernde St. Moritz – in eine Welt, in der kaum mehr festzustellen ist, wer auf wessen Seite steht und in der ein falsches Wort das Ende bedeuten kann.

Im Winter des Jahres 1941 schließlich besteigt Serebin mit einer Hand voll Begleiter ein Boot, das vier mit Sprengstoff präparierte Kähne den Fluss hinauf Richtung Belgrad zieht. Die Schiffe sollen an einer besonders seichten Stelle versenkt werden. Der Plan scheint aufzugehen, doch dann wird die nächtliche Stille, in deren Schutz sich die Saboteure bis auf wenige Meilen ihrem Ziel genähert hatten, plötzlich von Sirenengeheul zerrissen ...



[Der Titel im Katalog](#)